

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

**Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung –
ein Blick zurück des scheidenden NZZ-Korrespondenten.**

**Die Bedeutung des Sozialen und des Teilens, der verbreitete Glaube
an Geister und Hexerei, eine überraschende Sexualmoral, der
Zusammenhang von Schrift und Armut – unser Afrikakorrespondent
versucht, eine Bilanz seiner jahrzehntelangen Erfahrungen auf dem
Kontinent zu ziehen.**

NZZ David Signer, Dakar 20.12.2020

Eine Peulh-Frau unterwegs im Norden Senegals. Der Lebensstil der nomadischen Hirten kommt angesichts von Modernisierung, Klimawandel, Landknappheit, ethnisch-religiösen Spannungen sowie Konflikten zwischen Bauern und Viehzüchtern zunehmend unter Druck.

1985 reiste ich im zarten Alter von 21 Jahren neun Monate durch Ostafrika. Am besten gefiel mir Dar es Salaam. Die tansanische Metropole war damals ein verschlafenes Kaff mit viel Grün, die Bevölkerung wunderbar warmherzig. Ein Kulturschock der angenehmen Art. Der tansanische Sozialismus allerdings lag gerade in den letzten Zügen.

Die Idee des Gründerpräsidenten Julius Nyerere war zwar bestechend.

Er ging davon aus, dass die traditionelle afrikanische Gesellschaft eigentlich sozialistisch sei, also auf Gleichheit, Gemeinschaft und Verteilen beruhe.

Aber vielleicht hatte er den Eigen- und Familiensinn der Bauern unterschätzt. Sie wollten sich nicht in genossenschaftliche Grossdörfer zwingen lassen. Das gutgemeinte Experiment endete im wirtschaftlichen Fiasko. Unter dem Stichwort «self-reliance» strebte Nyerere wirtschaftliche Autonomie für Tansania an. Allerdings lebte das Land Mitte der achtziger Jahre vor allem von der Weltbank und Entwicklungshilfe, war jedoch trotzdem mausearm. Einmal streiften wir einen Tag lang durch Dar es Salaam auf der Suche nach Schnur. Auch Brot war Mangelware. Alle paar Wochen leisteten wir uns in einem der besten Hotels der Stadt einen sündhaft teuren Kaffee mit einer Scheibe Toastbrot.

Die Welt der Geister, Hexen und Heiler

Am Abend traf ich mich oft mit einem Schweizer Kapuzinerpater. Er lebte seit Jahren in Tansania und sprach gerne über die beiden Welten, in denen die Leute lebten. «Wenn wir jemanden beerdigen», sagte er, «kehren die Leute nach dem christlichen Begräbnis spätnachts auf den Friedhof zurück; sie graben zusammen mit einem Zauberdoktor den Toten noch einmal aus, opfern ein Huhn, sprechen magische Formeln und legen dem Verstorbenen Fetischfiguren und Glücksbringer in den Sarg, bevor sie ihn abermals begraben.»

Er hatte einen niederländischen Mitbruder, der manchmal in die heiligen Haine der «witch doctors» eindrang und die Opferaltäre zerstörte.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Er wollte den «Götzendienern» beweisen, dass ihm die Geister und ihre Priester nichts anhaben konnten, dass ihre Verfluchungen wirkungslos und alles nur Hokuspokus war. Der Schweizer war anders. **Er nahm die Existenz der Paralleluniversen als Tatsache hin.** Auch behagte ihm die Vorstellung nicht, dass ein Tansanier einen Schweizer Kirchenaltar zerstören könnte, nur um zu beweisen, dass Gott keinen tödlichen Blitz schicken würde. Mit Federn geschmückte Tänzer der Volksgruppe der Kurya in Tansania.

Der Welt der Geister, Hexen und Heiler kam ich 1997 näher, als ich eine dreijährige ethnologische Feldforschung zu diesen Themen in verschiedenen Ländern Westafrikas begann.

Als überraschend wichtig erwies sich der [ökonomische Aspekt dieser Glaubensvorstellungen](#).

In wenigen Worten gesagt, geht man davon aus, dass zu kurz gekommene, neidische Personen einen Bessergestellten verhexen können. Die Angst vor solcher Rache ist verbreitet. Vor allem, wer rasch zu Erfolg oder Reichtum kommt, muss die Ressentiments der Verwandten fürchten. Das führt einerseits zu einem mystisch unterfütterten Druck zur Solidarität: Man muss verteilen, sonst wird man zu Fall gebracht. Andererseits werden Ambitionen durch dieses System gebremst: Was bringt es zu reüssieren, wenn man das Erreichte sowieso wieder verteilen muss und überall Missgunst und Begehrlichkeiten weckt?

Die materielle Seite der Beziehungen

Später forschte ich zu Aids und Sexualität in Senegal.

Auch hier war die Relevanz des Materiellen und Finanziellen erstaunlich.

Bettgeschichten haben eine wirtschaftliche Seite:

Die Frau erwartet vom Mann am nächsten Morgen eine Gegengabe. Aus westlicher Sicht hat solcher «transaktioneller Sex» immer den Ruch der Prostitution. Aber in Senegal und in vielen anderen Regionen Afrikas ist das Gegenteil der Fall. Zeigt sich der Mann seiner Liebhaberin gegenüber nicht grosszügig, mangelt es ihm an Respekt; offenbar betrachtet er sie als Nichts.

Aus weiblicher Sicht ist es ähnlich: Geht die Frau lediglich zum Vergnügen mit jemandem ins Bett, ohne auch an die Unterstützung ihrer Eltern oder ihrer Kinder zu denken, handelt sie verantwortungslos. Sie ist ein Flittchen. Unmoralisch ist es in diesem System, als Frau Sex lediglich um seiner selbst zu geniessen. Es ist geradezu eine moralische Pflicht, ein «Geschenk» einzufordern. Dass Sex solcherart als Tauschgeschäft verstanden wird, schliesst erotischen Genuss keinesfalls aus.

Ein Paar fährt mit dem Velo eine staubige Strasse bei Dar es Salaam entlang.

Diese Auffassung gilt ebenso für Freundschaften. Der Wert einer [Freundschaft](#) bemisst sich auch am Materiellen; Geld ausleihen ist ein wichtiges Element. Im Westen neigt man dazu, Liebe und Freundschaft von Finanziellem zu trennen. Sobald die beiden Sphären vermischt werden, empfindet man eine Entwertung der Beziehung. In Afrika ist es umgekehrt: Erst das Materielle gibt einem Verhältnis gewissermassen eine reale Basis.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Die Ursachen der Armut

Oft wird man als Korrespondent gefragt, warum Afrika eigentlich so arm sei. Obwohl der Kontinent ja fruchtbar und reich an Bodenschätzen ist und durchaus nicht alle Afrikaner arm sind, stimmt es, dass sich die Mehrheit der Bewohner mehr schlecht als recht durchwurstelt, die wenigsten ein geregeltes Einkommen haben und die Industrialisierung auf sich warten lässt.

Die Ursachen sind historisch bedingt.

1. Es geht um den Zentralstaat, der vor der Kolonialisierung nur punktuell und rudimentär vorhanden war.
2. Damit verbunden sind die wenig ausgeprägte präkoloniale Urbanisierung und
3. schliesslich das Fehlen von Schriftlichkeit. Traditionellerweise gab es in Afrika lediglich die amharische Schrift in Abessinien sowie einige in sehr begrenztem Umfang verwendete Schriften.

Diese drei Faktoren sind miteinander verbunden:

Für eine organisierte Verwaltung braucht es [Schriftlichkeit](#), Staatlichkeit ist auf Städte und die damit verbundene Infrastruktur angewiesen – und umgekehrt.

Bis heute ist das «nation-building» vielerorts noch in vollem Gang; oft werden Staat und Regierung von der Bevölkerung als Fremdkörper gesehen, mit denen man sich – auch in Demokratien – nicht identifiziert.

Dasselbe gilt für die Schrift und die Schriftsprache, bei denen es sich oft um ein koloniales Erbe handelt. Die Gesellschaften sind im Alltag immer noch oral geprägt. Zeitungen und Bücher werden kaum gelesen, E-Mails nicht beantwortet.

Besser greift man – selbst im administrativen und geschäftlichen Verkehr – zum Telefon oder noch besser: Man geht vorbei und begegnet sich von Angesicht zu Angesicht.

Persönliche Beziehungen sind in allen Lebensbereichen das A und O. Damit einher gehen Vitamin B, Vetternwirtschaft und Korruption; die Prozesse sind weniger automatisiert und anonym als in Europa. Letztlich lässt sich über alles diskutieren.

Selbstvertrauen und Minderwertigkeitsgefühl

Senegalesen strotzen oft vor Selbstbewusstsein, selbst unter widrigen Umständen.

Manche Psychologen haben die Resilienz und das Urvertrauen vieler Afrikaner mit dem [engen Körperkontakt](#) erklärt, den die Kleinkinder geniessen, wenn die Mutter sie auf dem Rücken trägt. **Diese Selbstsicherheit geht allerdings oft einher mit einem Mangel an Selbstzweifeln und der Schwierigkeit, sich Nichtwissen oder Irrtümer einzugestehen.**

Vor allem aber steht das individuelle Selbstbewusstsein im Gegensatz zu einem kollektiven Minderwertigkeitsgefühl. Egal, ob man den Weissen idealisiert oder dämonisiert, es wird ihm auf jeden Fall enorme Macht zugeschrieben. Das Afrikanische hingegen wird bis zur Selbstverachtung abgewertet. Das ist vermutlich eine Folge von Sklaverei, Kolonialismus und Rassismus. **Aber man hat den Eindruck, dass das koloniale Trauma in Afrika intensiver fortwirkt als in Asien.** Vielleicht hängt auch das mit der fehlenden Zentralisierung zusammen. Möglicherweise war Asien mit seinen alten Reichen und Staaten besser gerüstet, die imperiale Demütigung abzuwehren und zu überwinden, was sich ja auch im wirtschaftlichen Wiedererstarken zeigte.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Die Bedeutung kolonialer Grenzziehungen

Oft wird behauptet, ein grosser Teil der afrikanischen Probleme rühre von der kolonialen Grenzziehung her, wo willkürlich Gebiete durchschnitten und umgekehrt verschiedene Ethnien in einem einzigen Staat zusammengepfert wurden. Das Argument ist wacklig. [Grenzen](#) sind immer künstlich und willkürlich. Selbst wenn sie beispielsweise einem Flusslauf folgen, ist damit noch nichts über kulturelle Einheiten gesagt.

Was wären denn in Afrika «natürliche» Grenzen?

Entlang von Ethnien? Aber Ethnien sind nicht einfach kongruent mit Territorien.

Es gibt Durchmischung, und manche Angehörige von Ethnien sind weit verstreut.

Auch sind die Grenzen zwischen Ethnien oft fließend.

Es gibt in Afrika etwa 2000 Ethnien beziehungsweise Sprachgruppen.

Es wäre absurd, für jede von ihnen einen – ethnisch gesäuberten? – Staat zu fordern.

Dann müsste auch die Schweiz viergeteilt werden.

Es gibt gute Gründe, die kolonialen Grenzen nicht anzutasten.

Es kam nämlich bisher kaum zu zwischenstaatlichen Kriegen in Afrika.

Und die wenigen (versuchten) Abspaltungen – Eritrea, der Südsudan, Biafra sowie die jüngsten Geschehnisse in Äthiopien – waren oder sind keine Erfolgsgeschichten.

Gibt es «Afrika»?

Eine letzte heikle Frage ist, ob es überhaupt legitim sei, [von Afrika oder Subsahara-Afrika zu sprechen](#). Deckt sich dieser Begriff mit einer sinnvollen Einheit, oder ist er lediglich Ausdruck einer simplifizierenden Verallgemeinerung? Es kommt auf den Fokus an. Man kann die Unterschiede betonen oder die Gemeinsamkeiten. Aber die jahrelangen Reportage-Reisen kreuz und quer durch den Kontinent verstärken meinen **Eindruck eines gemeinsamen Nenners**.

In der grossen Massalikul Djinane-Moschee in Dakar ist anlässlich des Opferfests das Bedürfnis nach dem gemeinsamen Gebet stärker als die Angst vor Corona.

Die obengenannten Phänomene findet man in vielen Regionen südlich der Sahara: gewalttätige Wirren nach der ersten Euphorie der Unabhängigkeit; Koexistenz von Christentum bzw. Islam mit afrikanischen Religionen, von Hightech mit Geister- und Hexerei-Glauben; Relevanz von Solidarität, wirtschaftlichem Ausgleich, Egalität; Kombination von Sexualität mit materiellen Transaktionen oder, allgemeiner, Nichttrennen von Materiellem und Immateriellem; Vorrang des Oralen vor der Schrift, mit allen Konsequenzen für das Sozialleben; Bevorzugung persönlicher Beziehungen gegenüber automatisierten Abläufen; gruppenorientierte Sozialisation; Nachwirkungen von Sklaverei, Kolonialismus und Rassismus mitsamt dem zweiseitigen Einfluss von Islamisierung, Missionierung und Entwicklungshilfe; Übergewicht der Clans und Ethnien gegenüber dem Staat.

Die frühen Panafrikanisten gingen selbstverständlich von solchen Gemeinsamkeiten aus. Heute ist die Situation widersprüchlich: Schwarze rund um den Globus begrüssen sich als «brother» oder «soeur», signalisieren damit Verwandtschaft und sprechen ohne Skrupel von «Europa» oder «dem Westen»; zugleich wird man als Weissler kritisiert, wenn man das Wort Afrika in den Mund nimmt. Afrika sei schliesslich kein Land, heisst es.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Richtig. Aber denken heisst verallgemeinern. Wer immer weiter differenziert, hat am Schluss statt den Wald, nur noch vereinzelte, bedeutungslose Bäume vor sich. Letztlich geht es darum, das Andere zur Kenntnis zu nehmen, ohne es vorschnell in eigene, vorgefertigte Kategorien zu zwängen und damit zu neutralisieren, aber auch, ohne es als das «ganz Andere» zu mystifizieren und zu exotisieren.

Von Afrika nach Amerika

Mit diesem Artikel nimmt David Signer Abschied von Afrika, mit dem er sich während seiner ganzen journalistischen Laufbahn intensiv beschäftigt hat. Zuletzt als Afrika-Korrespondent der NZZ mit Sitz in Dakar, von wo aus er während der letzten knapp fünf Jahre den ganzen Kontinent immer wieder bereist hat. Den Lesern der NZZ vermittelte Signer mit seinen Reportagen und Analysen nicht nur Informationen über das politische und wirtschaftliche Geschehen. Besonders geschätzt wurden auch seine Reflexionen und tiefen Einblicke in die vielfältigen Facetten der Kultur, welche die heutige Gesellschaft, Politik und Wirtschaft Afrikas prägen. Mit dieser Erfahrung und dem scharfen Blick des promovierten Ethnologen ausgerüstet, wechselt Signer nun in die USA, wo er als Reporter über Land und Leute in Nordamerika berichten wird. Ausgangspunkt seiner Erkundungen wird ein neuer Posten der NZZ in Chicago sein.

**In Senegal kann es schon mal sein, dass ein Besucher sagt:
«Oh, dieser Wecker gefällt mir. Ich muss morgen früh raus.
Kann ich ihn mitnehmen?»
Und ein «Nein» als Antwort ist undenkbar**

Dauernd will sich jemand Geld ausleihen, das Velo verschwindet tagelang und Besucher bedienen sich im Kleiderschrank. So funktioniert afrikanische Alltagswirtschaft: Teilen ist alles.

David Signer, Dakar 23.02.2020, 08.00 Uhr

In Afrika wird kaum gespart. Sobald man etwas Geld beisammenhat, baut man ein bisschen. Und wer etwas braucht, leiht es sich bei Verwandten.

Es fällt auf, dass die Senegalesen in ihren Quartierläden alles immer nur in kleinen Portionen einkaufen. Sie lassen sich etwas Kaffee in ein Plastiksäcklein abfüllen, kaufen drei, vier Zuckerwürfel, eine Ration Butter und eine einzelne Zigarette. Man könnte annehmen, das habe mit den begrenzten Mitteln tun, aber diese Erklärung ist unlogisch. Unterm Strich käme es nämlich billiger, jeweils eine ganze Dose Kaffee oder eine Schachtel Zucker zu kaufen.

Der wahre Grund ist, dass Horten in Afrika schwierig ist.

Das Päckchen Zigaretten wäre in kurzer Zeit leer, weil sich alle davon bedienen würden. «Es hat ja genug», würde jeder sagen.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

In einer typischen senegalesischen Wohnung herrscht ein beständiges Kommen und Gehen. Gastfreundschaft wird grossgeschrieben. Ist gerade Essenszeit, wird auch ein Fremder sofort eingeladen.

Umgekehrt sieht der zufällige Besucher nichts Böses dabei, sich von herumliegenden Bonbons, Früchten oder eben Zigaretten zu bedienen.

Das kann so weit gehen, dass das Fahrrad im Hinterhof immer mal wieder verschwindet, weil ein Gast oder ein Wächter gerade irgendwohin fahren musste. «Es wurde ja momentan gerade nicht gebraucht», wird dann zur Verteidigung vorgebracht.

Wer viel hat – und seien es nur Zuckerwürfel – zeigt damit, dass er mehr besitzt, als er zum unmittelbaren Konsum benötigt. Also wird es ihm wohl auch nicht weh tun, wenn am Abend etwas davon fehlt.

Hartnäckige Bittsteller und Ausweichmanöver

Dasselbe kann einem mit Kleidern passieren: Wer einen ganzen Schrank voller Hosen und Hemden hat, kann ohne weiteres ein Stück für ein paar Tage entbehren, lautet die Logik.

Insbesondere unter Verwandten wird die Garderobe oft als Gemeingut betrachtet.

Das Ausleihen kann dann durchaus auch etwas länger dauern, bis zum Nimmerwiedersehen. Wer in so einem Fall «Diebstahl» schreit, macht sich aber lächerlich.

Im besten Fall wird man vor der Inbesitznahme gefragt. Man kann ohne weiteres erleben, dass einem ein Besucher sagt:

«Oh, dieser Wecker gefällt mir. Ich muss morgen früh raus. Kann ich ihn mitnehmen?»

Man weiss genau, dass man bei einem Ja den Wecker nie mehr wiedersehen würde; aber es ist in diesem Falle nicht die Frage, die als unhöflich gilt, sondern ein «Nein» als Antwort.

Um die Sache zu retten, wird ein Senegalese bei seiner Antwort wahrscheinlich einen Umweg wählen: «Der Wecker gehört meinem Bruder, ich kann ihn nicht weggeben» oder «leider brauche ich ihn morgen früh unbedingt».

Weil Nein-Sagen in Senegal verpönt ist, haben sich die Leute alle möglichen Vermeidungsstrategien ausgedacht.

Hat man sich zum Beispiel verabredet, und der andere kann nicht kommen, wird er einfach nicht auftauchen, ohne sich zu entschuldigen. Versucht man ihn dann anzurufen, wird er das Telefon nicht abnehmen. So kann das tagelang gehen. Der andere hofft einfach, irgendwann sei die Sache vergessen. Das erscheint dem Westler als extrem unhöflich; aber für die Senegalesen wäre es noch unhöflicher, den Termin direkt zu annullieren.

Freundschaft und Finanzielles gehören zusammen

Teilen ist im ganzen subsaharischen Afrika enorm wichtig.

Die Qualität einer Freundschaft misst sich an der Bereitschaft zu geben. Oder, deutlicher gesagt: Eine Freundschaft, die sich nicht auch materiell beweist, ist hohl.

Insbesondere Kredite gehören dazu. Es ist ganz normal, dass man von Bekannten dauernd um Geld angegangen wird. Oft sieht man es nicht wieder. Dafür weiss der Gläubiger, dass der andere in seiner Schuld steht und dass er ihn bei Gelegenheit ebenfalls um einen Dienst bitten kann. **Dass man Freundschaft und Finanzielles trennen soll, gilt hier nicht, und eine Freundschaft wird durch die involvierten Interessen auch nicht entwertet.**

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Das gilt übrigens auch in Liebesdingen. Wer mit einer Frau ins Bett geht, wird ihr am nächsten Tag etwas schenken. Alles andere wäre unhöflich. Mit Käuflichkeit oder gar Prostitution hat das nichts zu tun.

Solange Geben und Nehmen unter Freunden mehr oder weniger im Gleichgewicht sind, gibt es keine Probleme.

Konfliktträchtig wird es, wenn einer viel reicher ist als der andere oder zumindest diesen Anschein erweckt.

Das ist ein Problem, mit dem Weisse in Afrika oft konfrontiert sind;

David Maranz beschreibt es treffend in «African Friends and Money Matters».

Die Expats haben den Eindruck, sie würden von ihren Bekannten, die unaufhörlich etwas von ihnen wollen, ausgebeutet, ja ausgesogen.

Sie werden misstrauisch und verschliessen sich, **weil ihnen scheint, «Freundschaft» sei nur ein Synonym für «gib mir»**. Das hat einerseits damit zu tun, dass Weisse à priori als wohlhabend gelten, und andererseits damit, dass der Kontakt zu Ärmern meist einfacher ist als derjenige zur oberen Mittelschicht oder zur Oberschicht, also zu finanziell Gleichgestellten.

Angehörige der afrikanischen Oberschicht schotten sich oft nach unten ab, gerade weil sie wissen, wie gross die Begehrlichkeiten sind, denen man schlecht ausweichen kann.

Beziehungen ersetzen Versicherungen und Vorsorge

Die Wichtigkeit der Solidarität hängt mit dem Mangel an sozialen Einrichtungen und funktionierenden Banken zusammen.

Die meisten Afrikaner verfügen weder über eine Krankenkasse noch über sonstige Versicherungen. Auch Arbeitslosengelder und Altersrenten gibt es kaum.

Einen Bankkredit zu bekommen, ist schwierig. Alle diese Leistungen, die in Europa institutionalisiert sind, müssen in Afrika Verwandte und Freunde übernehmen.

Grosszügig zu sein, ist nicht nur altruistisch, sondern auch eine Versicherung.

Der Generöse hat gute Aussichten, ebenfalls auf Hilfe zählen zu dürfen, falls er einmal in Not gerät.

Die verbreitete Armut im subsaharischen Afrika ist eine Ursache wie auch eine Folge dieses Systems.

Wer arm ist, kann nicht gut autonom sein. Er hat kein Ersparnis, auf das er zurückgreifen kann. **Sein Kapital ist sein soziales Netz, das er in Anspruch nehmen kann.**

Aber es ist auch schwierig, der Armut zu entkommen, wenn man das Erwirtschaftete permanent verteilen muss.

Man kann so kaum die Geldmittel akkumulieren, die man etwa für den Start eines kleinen Business brauchte.

Im Gegenteil: Wer anhäuft, macht sich des Geizes und des Egoismus verdächtig.

Die afrikanische Ethik der Solidarität ist eher sozialistisch als kapitalistisch.

Das egalisierende Sicherheitssystem funktioniert «einmittend», aber auf niedrigem Niveau: Niemand verhungert, aber es reüssiert auch keiner so richtig, ausser er hat den Mut beziehungsweise die Kaltblütigkeit, sich aus den gegenseitigen Verpflichtungen zu verabschieden.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Dann setzt er sich allerdings einem enormen psychologischen und sozialen Druck aus; er weiss, dass ihm von allen Seiten vorwurfsvoller Neid entgegenschlagen wird, und oft gelten Neid und Hexerei als synonym.

Der «Geizige» muss immer fürchten, von rachsüchtigen Zukurzgekommenen krank gemacht oder sogar auf okkulte Art getötet zu werden.

Das Ideal in diesem Sozialsystem sind nicht Autonomie und Freiheit, sondern gegenseitige Abhängigkeit.

Es soll maximale Interdependenz und Kohäsion hergestellt werden.

Die Gruppe steht über dem Individuum: «Ich bin, weil wir sind», lautet das Credo.

Die halbfertigen Häuser

Ein typischer Anblick in einer afrikanischen Stadt, sind, all die unfertigen Häuser.

Die unverputzten Mauern mit den herausragenden Armierungseisen geben dem Stadtbild etwas Unfertiges und Improvisiertes; man hat den Eindruck einer einzigen, riesigen Baustelle.

Oft handelt es sich bei den Gebäuden um Rohbauten; manchmal wird auch ein Stockwerk gebaut, und erst nach Jahren kommt eine zweite Etage darauf, aber ohne definitives Dach, so dass immer noch die Möglichkeit für ein weiteres Stockwerk besteht. Diese gestaffelte Bauweise hat mit der Finanzierung zu tun.

Man spart nicht oder nimmt nicht einen Baukredit auf, um dann das ganze Haus auf einmal fertigzustellen. Sondern man baut jeweils ein bisschen, sobald man wieder etwas Geld beisammenhat.

Denn es ist unmöglich, lange zu sparen, ohne etwas davon an Bedürftigere abgeben zu müssen. Umgekehrt ist Geld, das in Land und Gebäude investiert wurde, nicht mehr flüssig, also nicht mehr für andere verfügbar. Man kann dann den Bittstellern mit gutem Gewissen entgegen: «Ich bin nicht liquid.»

Sich unter den Schutz eines «Patrons» stellen

Trotz den vielen Vorkehrungen, die Einkommensunterschiede ausgleichen, gibt es natürlich auch in Afrika Arme und Reiche.

Weil für das eigene Fortkommen Connections oft wichtiger sind als Fleiss und Intelligenz, versucht man, Beziehungen zu Bessergestellten herzustellen und zu pflegen.

Auch hier geht es um einen Tausch: Der «Klient» bringt dem «Patron» Respekt und Loyalität entgegen, im Gegenzug erwartet er Unterstützung und Zugang zu Ressourcen wie zum Beispiel einem Job.

Zwar kann der dauernde Appell um Hilfe für Wohlhabende belastend sein, dafür bietet die gesellschaftliche Position des «Patrons» Prestige und Gefolgschaft, was zum Beispiel für Politiker elementar ist.

Diese Mechanismen prägen nicht nur die Interaktionen im Alltag, sondern auch das Geschäftsleben und die Politik.

Afrika jenseits von Banalisierung und Exotisierung

Von einem Direktor oder einem Minister wird erwartet, dass er seinen Verwandten und «Klienten» Jobs, Pfründen und Vorteile zuschanzt.

Das gilt nicht als unmoralische Vetternwirtschaft, Begünstigung oder Korruption, im Gegenteil.

Es wäre unmoralisch, nämlich egoistisch, wenn der «Patron» es nicht tun würde.

«Vergiss nicht, woher du kommst», sagt man einem solchen Aufsteiger, der seine Nächsten ignoriert, die es weniger weit gebracht haben als er selbst.

Oft zeigt sich dieses Problem auch als Stadt-Land-Konflikt:

Die «Zurückgebliebenen» im Dorf grollen den Ausgewanderten, weil sie nicht die Rimesen erhalten, die sie eigentlich erwarten.

Manchmal machen sie sich dann ebenfalls in die Stadt auf, wo sie sich bei ihrem Verwandten, der offenbar Karriere gemacht hat, einquartieren.

Viele Bewohner Dakars beklagen sich über all die Verwandten, mit denen sie ihre kleine Wohnung und ihr Salär teilen müssen, das ihnen selbst bescheiden, Menschen vom Land jedoch gewaltig erscheint.

Einen Verwandten, mag er einem noch so unverschämt kommen, aus dem Haus zu werfen, ist aber fast unmöglich.

Viele Afrikaner leben in diesem Dilemma zwischen den traditionellen Werten von Solidarität und sozialer Umverteilung und der Moderne mit ihren individualistischen und meritokratischen Idealen.